Deutsche Not in Siebenbürgen.

Das Deutschtum Siebenbürgens ist in den schwersten Abschnitt seiner ruhm- und kampfesvollen Geschichte eingetreten. Als deutsche Kolonisten vor bald achthundert Jahren von Rhein und Mosel „nar Ostland" zogen, gerufen von einem weitblickenden Könige, da verstanden sie es, sich ein weitgehend die deutsche Eigenart schützendes Recht zu sichern. Aber sie vertrauten diesem feierlich verbrieften Recht allein nicht, sie hielten das Schwert des freien Mannes fest in der Faust, und neben Axt und Pflug, mit denen sie den Urwald rodeten, vergaßen sie den Speer nie. „Zum Schutze der Krone" „ad retinendam coronam" waren sie in das Land gerufen und 500 sächsische Reiter bildeten des Königs Garde, wenn er in den Krieg zog. Die Bürger bewehrten ihre Städte mit ungeheueren Festungswerken und die Bauern errichteten um ihre großen, meist im gothischen Stil erbauten Hallenkirchen wehrhafte Verteidigungsanlagen mit Türmen, Wällen und tiefen Gräben, die so weit gezogen waren, daß die ganze Gemeinde innerhalb des schützenden Mauerrings sicher Unterkunft in den Kriegszeiten fand.

Jahrhunderte hindurch waren die Siebenbürger Sachsen äußerstes Bollwerk des christlich-germanischen Abendlandes, an dem sich oft und oft der Anprall der Türken und Tataren brach. Eine Zeit heroischster Kämpfe, großartigster Opferbereitschaft für Volkstum und Glauben sind das 15., 16. und 17. Jahrhundert. In diesem heldischen Zeitalter des kleinen deutschen Volkssplitters im romantischen Karpathenlande nahm die Nation einstimmig den lutherischen Glauben an, und wer je eine siebenbürgische Kirchenburg gesehen hat, dem drängt sich unwillkürlich der Vergleich mit den machtvollen Strophen des Lutherliedes auf.

Bereits in der Zeit der Reformation wuchsen Kirche und Schule zu einem Lebewesen zusammen, das der Nation stärkste sittliche und nationale Kräfte zuführte. Alle gegenreformatorischen Versuche zerschellten und die weisen Führer des Volkes erbauten ihm, als die Zeit der Burgen und Kanonen vorbei war, in der Schul- und Kirchenverfassung sowie in den zahlreichen völkischen Vereinen und Genossenschaften neue Bollwerke geistiger Art, die die in den vielen Kriegen geschwächte Volkskraft wieder sammelten und stärkten. Die tiefgehende und gründliche Volkserziehung durch eine eng mit der Kirche verbundene Volksschule sicherte den Siebenbürger Sachsen stets den ersten Platz in kultureller Beziehung unter den zahlreichen Volksstämmen des alten Ungarn.

Im Laufe der Jahrhunderte hatten die Sachsen in kluger Erkenntnis dessen, daß die Kirche eine dem politischen Tageskampf ziemlich entrückte Institution sei, der siebenbürgischen Landeskirche, die unter der Leitung eines Bischofs steht, materielle Grundlagen geschaffen, die es ihr ermöglichten, selbst in den Tagen des schwersten Kampfes dem Volk stets die religiösen und schulischen Notwendigkeiten zu sichern. Die 235 000 Siebenbürger Sachsen verfügen heute noch über 255 Kirchengemeinden mit 277 Volks-Mittel- und höheren Schulen mit zusammen 689 Klassen, die von rund 40 000 Schülern besucht werden; außerdem wirken 102 Kindergärten und 210 Fortbildungsschulen in klarliniger deutschkultureller Arbeit, über die sich 5 Obergymnasien, 1 Oberrealschule, 2 Lehrerbildungsanstalten und weitere Fachschulen aufbauen. Erhalten wurden diese vielen Lehranstalten, sodann die Geistlichen, also Pfarrer und Prediger durch oft recht hoch veranschlagte Kirchensteuern, die meistens die Staatssteuern überragten, durch Schulgelder und durch die Pachteinkünfte der Ländereien, die meist an Gemeindemitglieder vergeben waren.

Als im Jahre 1918 Siebenbürgen an Rumänien kam, begann man auch in Siebenbürgen mit einer Agrarreform, die der evangelisch-sächsischen Kirche mit einem Schlage die materielle Grundlage entzog, denn nahezu 60 000 Hektar oder 240 000 preußische Morgen Landes wurden insgesamt den 255 Kirchengemeinden enteignet. Der Staat übernahm zwar die Verpflichtung, die enteigneten Liegenschaften durch jährliche Beitragsleistungen abzulösen — er ist aber bisher in nur sehr geringem Maße seinen Verpflichtungen nachgekommen, und er zahlt ihnen auch nicht die Summen, die ihnen aus den Staatssteuern zur Erhaltung ihrer Minderheitenschule zustehen. Der Führer der deutschen Partei hat gelegentlich der letzten Budgetdebatte dem rumänischen Volksvertreter vorgerechnet, daß der Staat auf diese Weise der evangelischen sächsischen Landeskirche rund 850 Millionen Lei (d. i. 21 Millionen Reichsmark) vorenthalten habe.

Bisher hat das kleine Völkchen mit angestrengtester Zusammenfassung aller Kräfte sich sein kulturelles Rüstzeug erhalten. Aus den Ersparnissen der Nation konnten 12 Jahre hindurch Pfarrer und Lehrer kümmerlich erhalten werden — die Kraft der Kirchengemeinden ist aber jetzt zu Ende, denn es drückt auch noch die schwere Agrarkrise auf den Bauern. So steht dieses namenlos tapfere Volk heute vor der Tatsache, daß es dem kulturellen Ruin entgegengehen muß, wenn nicht von irgendwoher Hilfe kommt. All die heroischen Heldentaten sollen vergeblich gewesen sein? Die Kulturarbeit dieses Völkchens, selbst von ihren Feinden anerkannt, sucht ihresgleichen auf der ganzen Welt. In einer Krisenzeit, wie der heutigen, lassen sich bei einer so kleinen Zahl von Menschen nur sehr schwer neue Quellen erschließen — für eine Umorganisation braucht man vor allem Zeit. In dieser Zeit aber verhungern uns die deutschen Pfarrer und die noch schlechter gestellten Lehrer, verkommen Tausende deutscher Kinder, werden Hunderte in den Staatsschulen ihrem Volkstum und vielleicht auch ihrem Glauben entfremdet. Durch einen Notetat hofft man in Siebenbürgen den großen Bau zu retten — in 40 bis 50 Gemeinden aber müssen die deutschen, von den Geistlichen selbst geleiteten Kirchenschulen gesperrt werden, wenn nicht sofort Hilfe kommt. Mit je 1000 Mark kann je eine solche Kirchenschule ein Jahr hindurch über Wasser gehalten werden — welch kleiner Betrag im Verhältnis zu dem, was auf dem Spiele steht.

Ein Hilfswerk ist gegründet worden, denn das Völkchen, das bisher stets aus eigener Kraft sich geholfen hat, ja, das in Deutschlands Notzeit Tausende reichsdeutscher Kinder liebevoll bei sich aufnahm und mütterlich versorgte, muß bittend an die Türen fremder Menschen klopfen. So groß die Not im Reich auch ist, so groß ist sie noch nicht, als daß die notwendigen Beträge durch Spenden nicht aufgebracht werden könnten, die jedermann an das Postscheckkonto des „Gustav Adolf Vereins", der seit vielen Jahrzehnten ein treuer Freund der evangelischen Diaspora ist, in Leipzig Nr. 3830 senden möge. Es gilt zu helfen! Ja aber noch eines: Es gilt den treuen Siebenbürger Sachsen zu zeigen, daß das Mutterland hinter ihnen steht und daß es Treue mit Treue zu vergelten versteht!

Fritz Heinz Reimesch.

Die Notwendigkeit der Siedlung im Osten.

Der Jungdeutsche Orden und die Volksnationale Reichsvereinigung haben sich in letzter Zeit eingehend mit dem Problem der Arbeitsbeschaffung und der Beseitigung der gegenwärtigen Volksnot befaßt. Die Organisationen sehen eine wesentliche Teillösung in der Durchführung der sog. **West-Ost-Bewegung**, die in einer Landnehmerbewegung für das volkslose Gebiet des deutschen Ostens in die Tat umgesetzt werden soll. In dem Heft „Ostsiedlung und freiwilliger Arbeitsdienst" der Volksnationalen Schriftenreihe lesen wir über die Notwendigkeit der Siedlung im deutschen Osten:

Die Besitzverteilung im östlichen Deutschland war bisher in manchen Landschaften durch **große Güter** von 2000 bis 20 000 Morgen Land beherrscht. Seitdem solche Großbetriebe unrentabel geworden sind, holten ihre Besitzer billige polnische Arbeitskräfte als Saisonarbeiter heran, weil deutsche Landarbeiter zu den angebotenen Bedingungen nicht zu haben waren. Es ist nicht zuletzt eine schwere Schuld der **materialistischen Weltanschauung**, des Marxismus und des Kapitalismus, wenn deutsche Arbeitskräfte nicht mehr unter **einfachen** Lebensbedingungen auf dem Lande arbeiten wollten. Der Materialismus hat bei seiner Gefolgschaft immer wieder die Neidinstinkte aufgepeitscht und die Menschen dazu gebracht, ihr Glück in Geld zu suchen. Damit wurde der Sinn für **Bodenständigkeit** und nationalen Idealismus untergraben, und die Lebensansprüche des einzelnen steigerten sich. Andererseits hat die **hochfahrende Geisteshaltung der Standesherren** in Ostelbien die willigen Menschen innerlich abgestoßen. Wie oft ist z. B. aus der idealistischen **Artamanenbewegung** bittere Klage darüber geführt worden, daß eine große Anzahl ostelbischer Grundherren nicht das geringste Verständnis für eine freiere Geisteshaltung ihrer Angestellten und Arbeiter aufbringen konnten.

Jedenfalls ist die Lage des Großgrundbesitzes gegenwärtig so, daß in jedem Jahre eine Anzahl Güter zum Verkauf gelangen. Es muß selbstverständlich alles getan werden, um diese Besitztümer dem Deutschtum zu erhalten. Die schon mehrfach erfolgten Erwerbungen polnischer Bauern deutscher Staatsangehörigkeit im Osten sind ein Beweis für die zielbewußte Arbeit der Polen, die ihre Vorposten diesseits der polnischen Grenze ansetzen, um bei späteren Abstimmungen in Grenzbezirken oder bei sonstigen Verwicklungen ihren Einfluß ausüben zu können.

Die jetzt zum Verkauf kommenden Güter werden zumeist von staatlichen oder privaten **Siedlungsgesellschaften** angekauft und für Siedlungszwecke aufgeteilt. Auf diese Weise hat **das deutsche Reich** zusammen mit Preußen in der Zeit von 1918—1929 insgesamt 26 000 Siedlerstellen auf rund 200 000 Hektar (1 Hektar = 4 Morgen) geschaffen. **Polen** dagegen besiedelt in jedem Jahre nach seinem Agrarprogramm mindestens 200 000 Hektar, und hat zum Beispiel allein im Jahre 1927 im ganzen 290 000 Hektar besiedelt. **Demnach hat Polen in einem Jahre mehr Siedlungsland hergerichtet als Deutschland in 10 Jahren.** Bis zum Jahre 1928 betrug die Zahl der neueingerichteten Siedlerstellen in Polen 45 000, in Lettland 35 000, in Estland 25 000. Deutschland hatte demgegenüber 1928, also noch 2 Jahre später, erst ganze 26 000 Siedlerstellen eingerichtet. Es ergibt sich daraus klar, wie groß die Gefahr ist, daß aus den östlichen Grenzländern ein festverwurzeltes und kinderreiches Bauerntum seine Söhne und Enkel über die Grenze nach Deutschland in den Raum ohne Volk hineintreibt; wenn wir aus **nationalpolitischen Gründen** den deutschen Osten nicht dichter mit unseren eigenen Volksgenossen besetzen. Für den Anfang bedeutet natürlich die Siedlung im Osten eine ernste und schwere Aufgabe für diejenigen, die sich an dieses **Pionierwerk** begeben. Aber es ist keineswegs so, wie man im Westen Deutschlands vielfach glaubt, daß der Osten eine öde und verlorene Gegend sei. Vielmehr ist die **Landschaft außerordentlich abwechslungsreich**, und die Bodenverhältnisse sind zum größten Teil durchaus zufriedenstellend. Es wird nötig sein, über die Landschaften des deutschen Ostens, ihre Licht- und Schattenseiten im ganzen Reich Aufklärung zu schaffen, damit nicht falsche Vorstellungen den deutschen Menschen mehr nach Amerika als nach dem östlichen Deutschland ziehen. kp.

16 Monate als Mörder tätig.

Am 13. April beginnt der Kürtenprozeß in Düsseldorf.

Der große **Prozeß gegen den Massenmörder Kürten**, der am kommenden Montag in Düsseldorf beginnt, bietet auch als Prozeß eine traurige Sensation. Nicht weniger als 800 Zeugen sind geladen. 36 Gutachten von Aerzten, Psychiatern, Waffensachverständigen und Chemikern liegen vor.

Der Sprung ins Ungewisse.

Roman von Fritz Steinemann.

Copyright by Literatur-Verlag Gloria, Berlin-Steglitz.

2. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

In seinem geräumigen, vornehm ausgestatteten Privatbüro saß Butenstock an seinem Schreibtisch und diktierte.

Er war ein Mann um die Vierzig herum, mit sorgfältiger Eleganz gekleidet; sein volles Gesicht war glattrasiert und sein blonder Scheitel etwas gelichtet. Bei Trautes Eintritt zog er die Brauen hoch und betrachtete sie mit kritischem Blick. Er beendete sein Diktat sofort und schickte die Stenotypistin hinaus.

Dann erhob er sich mit jugendlichem Schwung, stellte sich vor und schob Traute einen Klubsessel hin.

Ein wenig unsicher nahm sie Platz, seltsam berührt von Butenstocks Art, die ihr neu war. In Gräfenthal gab es diese Sorte Menschen nicht, die immer wie vom Bogen geschnellt wirken, dabei abgerundet und wohlgefällig in ihren Bewegungen sind.

„Sie bewerben sich also bei mir um den Posten einer fremdsprachigen Sekretärin," sagte er und drehte nachdenklich ihren Vakanzenzettel in der Hand.

„Ja," antwortete Traute befangen und wartete auf die Fortsetzung des Gesprächs.

Butenstock, der dazu übergegangen war, Trautes schlanke Fesseln zu bewundern und sie mit seinen Blicken zu liebkosen, freute sich an seiner Entdeckung, die ihn vergnüglich stimmte.

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort zu fragen:

„Wo waren Sie zuletzt beschäftigt?"

„Ich war praktisch noch nirgends beschäftigt."

„Sie sind also Anfängerin, so so!"

„Ich verfüge aber trotzdem über volle Fertigkeit."

„Hm."

Butenstocks Blick streichelte das so anziehende Objekt. Was das Mädel für hübsche Beine hatte!

„Es besteht also keine Aussicht auf Engagement für mich?"

Butenstocks Kopf fuhr hoch.

„Sagte ich das? Doch wohl nicht. Ich wäre nicht abgeneigt, mit Ihnen abzuschließen, doch müßte ich zuvor wissen, ob Sie auch tatsächlich perfekt sind. Wollen Sie mich durch eine Probe überzeugen?"

Traute erklärte sich bereit. Butenstock stand auf.

„Ziehen Sie bitte Ihre Handschuhe aus und Ihr Mäntelchen, setzen Sie Ihr Hütchen ab und legen Sie alles dort auf den Stuhl."

Als Traute den Hut abnahm, gewahrte er eine Fülle kastanienbraunen Haares. Er stellte fest, daß sie ohne Hut vorteilhafter wirkte und wurde noch geschmeidiger in seinen Bewegungen.

„Ich werde Ihnen einen Brief diktieren, den ich Sie bitte, nachher auf der Maschine ins Englische, Französische und Spanische zu übertragen."

Er diktierte ihr einen seiner tausendfach in die Welt gesandten Reklamebriefe. Er hätte ihn im Schlaf hersagen können, aber er sprach, als ob er jeden Satz, jedes Wort genau abwägen müsse, wobei er mit heimlichen Behagen Traute beobachtete.

„So und nun bitte, dort ist die Schreibmaschine."

Das langsame Diktat hatte Traute zu vollkommener Ruhe verholfen, die ihr anfangs gemangelt. Die Uebertragung machte ihr nicht die geringste Schwierigkeit.

„Gut, sehr gut," schmunzelte Butenstock. „Nun nehmen Sie nochmals Platz, liebes Fräulein. Sie haben mich überzeugt und ich bin bereit, Sie zu engagieren, doch erscheint mir die vermerkte Gehaltsforderung auf Ihrem Zettel für den Anfang etwas reichlich hoch. Sie müssen sich doch immerhin erst einarbeiten."

„Das wird mir keine Mühe machen."

Butenstock tat, als müsse er die Angelegenheit reiflich erwägen.

„Na schön," meinte er schließlich, „ich will nicht kleinlich sein. Sie sollen sogar Zulage haben, wenn Sie die Erwartungen erfüllen, die ich in Sie setzen muß. Stellen Sie mich in jeder Hinsicht zufrieden, dann haben Sie eine Position, wie Sie sich keine bessere wünschen können. Ich erwarte also morgen früh Ihren Antritt."

„Ich danke Ihnen, Herr Butenstock. Sie werden sicherlich mit mir zufrieden sein."

„Ich hoffe und wünsche es," erwiderte Butenstock liebenswürdig.

Traute griff nach ihren Sachen, doch der gefällige Butenstock kam ihr zuvor.

„Hier ist ihr Mäntelchen. Aber erst kommt ja wohl der Hut." Er sah sich suchend nach einem Spiegel um. „Da, Fräulein Weidner, benutzen Sie die Glastür des Bücherschrankes, um Ihr Hütchen kunstgerecht aufzusetzen, einen Spiegel kann ich Ihnen leider nicht zur Verfügung stellen. So! Wirklich reizend. Und nun das Mäntelchen."

Er reichte ihr zum Abschied die Hand.

Traute lächelte, als sie die Treppe hinunterging, die sie mit Herzklopfen emporgestiegen war. Ihre Wangen zeigten eine lebhaftere Färbung, die Unterredung hatte sie etwas aufgeregt.

„Na, was habe ich Ihnen prophezeit!" rief Frau Kornstedt erfreut aus, als Traute ihr die Nachricht brachte, denn es war ihr nicht gleichgültig, ob sie einen Pensionär mehr oder weniger hatte. „Ein Mädel wie Sie findet in Berlin unbedingt Stellung."

Fünftes Kapitel.

„Ich glaube," sagte Frau Schramm, breit auf den Tisch gelehnt, zu ihrem Mann, der sein Mittagessen verzehrte, „mit unserm jungen Mann stimmt was nicht."

Schramm, mit vollen Backen kauend, denn er hatte immer einen gesegneten Appetit, wenn er von seiner Fabrikarbeit nach Hause kam, sah seine Frau fragend an.

„Mit seinen Finanzen scheint es mächtig faul zu stehen," fuhr die Frau fort. „Als er bei uns einzog, war er gut angezogen, und heute! . . . Sein Anzug ist total schäbig und im Schrank hängt nicht ein einziges Stück. Alles verkloppt! Und wie er aussieht! Durch seine Backen kannste durchblasen."

„Ja, 's geht ihm eben dreckig, wie so vielen heute," meinte Schramm und aß seelenruhig weiter.

„Er verdient keinen Pfennig! Den geschlagenen Tag sitzt er zu Hause und malt Noten."

„Hat er die Miete bezahlt?"

„Noch konnte er sie bezahlen."

„Na also!"

„Mann, denke doch mal weiter!"

„Na ja, Mutter, ja! Wenn er aber 'n anständiger Kerl ist . . . Oder willste ihm kündigen?"

„Nee doch."

„Ja, was soll denn da das Ganze? Du meckerst und meckerst . . ."

„Du mußt ihm helfen!"

„Ich?" Schramm sah seine Frau verdutzt an. „Soll ich ihm eine Stelle als Dreher verschaffen?"

„Quatsch nich! Du weißt doch, daß er Musiker ist und Janke einen Klavierspieler braucht."

„Ach so, von der Seite kommt der Wind. Du hast wohl schon bei ihm auf 'n Busch gekloppt?"

„Wo wer' ich ihm denn den Mund wässrig machen und nachher Pustekuchen. Ob der will, darüber brauchen wir uns den Kopf nicht zu zerbrechen. Wenn jemand' das Wasser so hoch steht, denn greift er nach 'ner Mücke, womit sie ihn 'rauszieht."

„Na ja, ich kann ja mal fragen."

Eine Stunde später kehrte Schramm von Janke zurück und meldete seiner Frau, daß er mit ihm mal 'rüber kommen solle.

„Na, denn geh' man gleich zu ihm und sag's ihm," drängte Frau Schramm.

„Vielleicht störe ich 'n gerade," meinte Schramm zögernd, der nicht so recht Fühlung mit seinem Mieter hatte.

„Mit so 'ner Nachricht und stören!" meinte Frau Schramm. „Wenn du dich nicht traust, werde ich's ihm sagen."

Schramm hielt die Ungestüme am Arm fest und klopfte an. Die Frau schob sich hinter ihm ins Zimmer.

Manfred blickte, Unheil ahnend, auf. Es konnte doch nichts Gutes bedeuten, wenn seine Wirtsleute zusammen zu ihm kamen. Wollten sie ihm kündigen, weil sie befürchteten, eines Tages keine Miete mehr von ihm zu erhalten?

Sie standen sich gegenüber, allesamt etwas befangen.

SLUB
Wir führen Wissen.